Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 35

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644159

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Ar. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Ar. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Heimkehr.

Von Oskar Kollbrunner, New-York.

Run sind mir Grenzen keine Grenzen mehr — Ein jeder Weg zur heimat steht mir offen In dieser Stunde süßer Wiederkehr. Run grüßt es mich von allen Türmen her, Doch manchmal stehe ich, davon betrossen, Am heimkehrweg, die Wandersüße schwer.

Und jeder Schlagbaum sperrt den Weg mir ab, Weg über Berge, über Strom und Brücken, Der schleicht so bang, wie Weg zum Muttergrab. Und graue Wolken schatten tief herab, Durch die, wie warnend, rote Blise zücken: Kehr' nicht zurück an deinem Wanderstab!

Wohl ist die heimkehr süß, nach Jahr und Tag, Rauschen die Ströme, weh'n die grünen Bäume Und blüht der Blumen leuchtendes Gelag: Doch ach! Der wehen Abschiedsstunde Schlag Weckt wie ein Schrei dereinst in gold'ne Träume, Den 's Mutterherz nicht überleben mag.

Doch ach! Sür mich gibt's nimmer ein haltein Und wären alle Brücken abgerissen, Und läg' die Welt vor mir im Seuerschein Und gistete als Schlange jeder Stein: Ich würde dennoch nach der heimat müssen, Denn also liebe ich die heimat mein!

Die Geschichte des Heinrich Leng.

Bon Alfred Suggenberger.

Heinrich Lent wußte für einmal genug. Er bäschelte noch ein wenig im Stall herum und nahm dann die Lasterne vom Nagel mit dem Bemerken, daß das Bieh untersbessen auch seine Ruhe haben musse.

Für den kommenden Bormittag war ein Kirchgang geplant gewesen. Aber nun blieb Heinrich nach dem Fütztern dis zum Mittagessen in seiner Kammer und setzte mit viel Mühe und Ausdauer einen Brief an den Zeerli in Schmelzach auf, worin er dem Winkeladvokaten in mögzlichst gewundenen Ausdrücken mitteilte, daß es sich ihm zurzeit nicht schieke, indem etwas Unerwartetes eingetreten seit Aufgeschoben sei aber nicht aufgehoben usw. Den Brieftrug er am Nachmittag selber nach Schonen hinab, um ihn dort in den Briefeinwurf zu stecken. Denn der Briefträger Fehr in Lenzenholz durfte beileibe nicht merken, daß er etwas mit dem Zeerli zu tun hatte.

Merkwürdigerweise kam ihm nun plötzlich alles wunderbar einfach vor. Das Sprichwort sagte wohl nicht umsonst, ein Weibervolf trage in der Schürze fort, was ein Mann mit vier Pferden zuführe. Gewiß, das mußte ein anderes Vorwärtskommen sein, wenn an Annettes Stelle eine fleißige, sparsame Frau das Regiment im Haus hatte. Dann ließ sich das Geld für den Prozeß wohl nebenbei zusammenbringen... Im Heimgehen schlug Seinrich den Umweg über die Zeltegg ein; aber die Soffnung, daß ihm Sabine vielsleicht zufällig in den Weg laufen würde, sollte sich leider als trügerisch erweisen. Den Frauen jeht gleich am ersten Sonntag ins Haus zu fallen, das ging auch nicht wohl an. Besser, man wartete ein wenig zu, die sich der erste Jorn über die Enttäuschung bei der Bucherin gelegt hatte.

Während Beinrich an einem der nächsten Nachmittage auf seinem Nederlein an der Zeltegghalde Kartoffeln aushadte, tam Sabine Bucher halb sonntäglich gefleidet mit einem fleinen, grunen Schiebkarren vom Dorfe herauf; fie mußte nahe an ihm vorbei. Er würde sie nicht einmal erfannt haben, wenn sie nicht den Rarren abgestellt und ihn mit einem munteren Gruß angerufen hätte. Sie war ja gar nicht so, wie er sie sich gedacht und aus der Erinnerung porgestellt hatte: schmal von Gestalt, ein wenig bleich und allzeit eigensinnig. Ihr widerspenstiges Kraushaar war dunkler und zahmer geworden; auf den frischen, sonnengebräunten Wangen war von dem fleinen Mal taum mehr eine Spur zu sehen. Und wenn sich Beinrich gegen Tischbergers Bemerkung vom "respektablen Lebensgewicht" im stillen ein wenig aufgelehnt hatte, so war ihm Sabine nun auch in ihrer jugendlichen Fülle eine Ueberraschung. Er stand wirklich einem fast fremden Mädchen gegenüber, dem

10

dazu fortwährend ein Lächeln auf die Mundwinkel kommen wollte, wie wenn sie sich über etwas innerlich belustigte. Bielleicht gerade über seine großen Augen und über seine schwerfällige Berlegenheit.

Ob es wohl ausgebe, fragte sie jett.

"Es geht so", gab er gemächlich zurück. Sie durfte nicht merken, daß ihm die Kehle halb zugeschnürt war. "Wenn halt nur nicht so viel Kranke darunter wären. Das nasse Wetter im Nachsommer."

Während er noch redete, durchlief es ihn blihartig: sie ist es doch noch! Und jett, in diesem Augenblick, denkt sie an das Lebkuchenherz! Mit einem einzigen Wort könnte man es vielleicht zuwege bringen, daß sogleich alles Fremde von ihr absiese! — Er zermarterte sich das Gehirn nach diesem Wort, aber die Gnade ward ihm nicht zuteil.

Und etwas sagen mußte er doch; er konnte nicht vor ihr dastehen wie ein Pfahl.

Wie man so höre, stehe es mit dem Wein im Untersland nicht übel, brachte er endlich im altgewohnten Tone bäuerlicher Besorglichkeit heraus. Hier rechne man allersdings nur auf einen Mittelherbst.

"Man wird halt nehmen müssen, was es gibt, wie immer", meinte sie dazu.

Und nun war schon eine Berlegenheitspause da, die mit unheimlicher Schnelligkeit wuchs und bereits unerträglich wurde. Sichtlich unter ihrem Zwang stehend, nahm Sabine die Handgriffe des Kärrleins vom Boden auf. "Also — mach dann nicht zu spät Feierabend!"

"Sobald es an der Zeit ist", ergänzte er das landes= übliche Abschiedswort in durchaus einwandfreier Weise.

Und nun ging sie wirklich ihrer Wege. Wie gern hätte er sie noch ein wenig angesehen und sich ihrer kurzweiligen Rähe gefreut!

Er hätte ihr nachgehen und sie an den Händen zurücksalten mögen. Statt dessen schlug er jett den Karst wuchstiger als vorhin in die Erde, er war wirklich wütend über sich selber. Was wäre das für eine goldene Gelegenheit gewesen! Und sie hatte sich so unbefangen und zutunlich gezeigt! —

Eine ganze Menge von Fragen, die er hätte an sie stellen können, fiel ihm jetzt ein. Ob sie sich da auf dem Lentenholz noch auskenne und ob sie kein Heinweh nach den Unterländer Burschen habe? Ob sie noch wisse, wie er ihr einmal einen Sack voll Aepfel dort den Rain hinaufgetragen, weil sie ihn auf dem viel zu kleinen, lotterigen Zweiräderwägelchen gar nicht mehr fortgebracht habe? Gewiß, eine leise Anspielung auf jenes vielsagende Angebinde oder auf jenen dummen, längst vergessenen Tanzsonntag hätte sich auch ganz gut andringen lassen; und dann hätte er sicher merken müssen, ob sie's gern oder ungern höre...

Zehntes Rapitel.

Bon einem geftorten und einem miglungenen Gludsgang.

Schon am folgenden Sonntag machte sich Heinrich Lent gegen Abend festen Entschlusses zu dem sauersüßen Gang nach der Zeltegg hinaus auf die Beine, dessen Anfang, Berlauf und Enderfolg er sich die Woche über bis in die kleinsten Einzelheiten ausgedacht und zurechtgelegt hatte. Irsgendwelche Störung von außen hatte er dabei nicht in

die Rechnung gesetzt und war um so ärgerlicher, als es gleich von Anfang an nicht programmäßig gehen wollte.

Noch wenige hundert Schritte vom Dorf entfernt, hörte er sich beim Namen rufen. Sein Altersgenosse Gottlieb Herger war scharfen Schrittes hinter ihm her und gab sich alle Mühe, den langsam Weiterschreitenden einzuholen.

"So wart' doch endlich einmal!" rief der Atemlose ihn schon von weitem an. "Ich muß dich heut abend haben, sonst gibt's etwas ganz Dummes!"

"Sä, was hast du denn zu tribulieren?" fragte Seinrich und blieb unwillig stehen.

Gottlieb Serger stand jett keuchend und mit hochrotem Kopfe vor ihm. Er konnte eine Weile kein Wort sagen.

"Im Rößli hab' ich dich gesucht, dann daheim, und am End' hat mir zum Glück der Lengenkonrädli — sagen können — du seiest da hinauf", brachte er endlich ruckweise heraus.

Heinrich vermochte seinen Unmut nicht zu verbergen. Durch allerlei kluge Selbstbelehrungen hatte er sich im Geshen aus der ersten Zaghaftigkeit aufzurempeln gesucht, und es war ihm jett, als wäre der schwerste Teil der Arbeit bereits so gut wie überwunden gewesen.

"Und — was soll denn eigentlich gespielt werden?" drängte er ärgerlich.

Der andere setzte sich auf das Rasenbördchen neben dem schmalen Fahrweg. "Ich muß, weiß Gott, zuerst ein wenig verschnaufen."

"Nun, dann verschnauf' du meinetwegen!" Der Unsgeduldige schiefte sich bereits wieder jum Gehen an.

Da beeilte sich Herger, ihm ohne Umstände den Weg zu verlegen. "Bescheid mußt du mir eineweg geben", sagte er beinahe verzweifelnd. "Hast du nicht selber zu mir gesagt vor drei Wochen, wenn wir die Mehlbucktochter mit ihrem Fünfzehntausender einem von denen dahinten überlassen, so sollte man uns Lengenholzer Burschen alle miteinander vogten oder noch einmal in die Häselischule schieden.

Heinrich schien nicht recht zu verstehen. "Hä, was gibt's denn da noch zu berichten? Du hast es doch mit der Töde*) im reinen, mehr braucht's nicht."

"Ja, wenn mir der Mauchenfelix von Kasparshubel nicht über den Gatter gestiegen wäre!" Gottlieb Herger schnitt ein tiefbekümmertes Gesicht und sah den Kameraden hilfeflehend an.

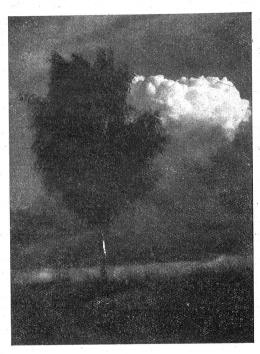
Dieser war nun plötslich aufmerksam geworden. "So, der", sagte er gedehnt. Er hatte es dem Felix Mauch noch nicht vergessen, daß er auch bei denen gewesen war, die ihn damals in Förster Steinlis Hausgang überkallen, und daß er sogar als erster mit dem Hakenstock auf ihn einsgehauen hatte.

"Aber die Mehlbudtochter weiß doch auch, auf welche Seite sie gehört", meinte er nach einigem Nachdenken beruhigend. "Hat sie nicht noch als Viertkläßlerin mit uns in Radhofers Wagenschopf "Mäh! Mäh!" gerufen und sich die Nase zugehalten, wenn ein Kasparshuber durchs Dorf ging?"

Gottlieb Herger machte eine wegwerfende Bewegung. "Kindersachen! Sag' dann einem Hofnarren etwas von Dörfligeist! Die haben von so etwas weniger eine Ahnung

^{*)} Bon Dorothea.

als ein Galtrind von einem Dezimalbruch. — Und mit den Mädchen, das ist sowieso eine Sorte, die mit jedem neuen Tag eine neue Wunderlichkeit aufs Tapet bringt. Zeig' mir eine allereinzige auf zehn Stunden weit, die heute weiß,



Lettes Leuchten überm Sommerland.

was sie morgen will! Sett, von einem Tag auf den ansbern, muß es unbedingt ein Roßbauer sein, darunter tut's die Töde nicht. Sie hat es mir ganz offen heraus bekannt, daß der Mauchenfelix vorher, da er noch mit langweiligen Stieren kutschierte, auch nicht ein bißchen bei ihr gezogen hätte. Du glaubst nicht, sie ist ganz verrückt darauf, auf einem Rennwagen zu sitzen und das Leitseil in Händen zu halten."

"Narr du, so gibst ihr's eben in die Hände!" Seinrich war ganz eifrig geworden. "So dumm werden doch du und dein Alter nicht sein! Und vom Rebhöfsi-Mauch in Kasparshub braucht ihr auch kein Geld zu entlehnen."

"So wenig wie vom dritten Heinerich!" ergänzte Gottlieb Herger etwas beleidigt. "Es dauert allenfalls keine
drei Tage mehr, bis ein Gaul in unserm Stalle steht. Und
eineweg ein anderer, als dem Mauchli seine zwei Grabengumper. Aber was hab' ich davon, wenn ich's der Töde
nicht zu wissen tun kann — heute noch, se bälder, se
lieber. Halt weil mir der Weg abgeschnitten ist? Und wenn
dann der andere den Vogel fangt? ... Der Mauchenfelix
hat sich des Teufels verschworen, das erstemal, da ich mich
auf dem Mehlbuck blicken lasse, müsse auch das letztemal
sein. Ich könne dann meine Stockzähne am Morgen im
Straßengraben zusammenlesen."

Heinrich Lent besann sich einen Augenblick. "Dann müssen aber auch welche vom Mauch darunter sein", sagte er hierauf ohne Brahlerei, aber scharf und bestimmt. Er recte die Schultern ein wenig empor und richtete sich in seiner ganzen Länge und Breite auf, so daß sich Gottlieb Herger neben ihm fast wie ein Knabe vorkam.

"Jett, wenn du so redest, dann geht noch alles zum rechten Loch hinaus", atmete das schmächtige Bürschlein auf. "Weißt, der Lenhenkonrad und der Tischberger wären mitgekommen. Aber auf den Konrädli ist sowieso kein Berlaß, und der Tischberger würde mir am End die Schlappe noch gönnen, weil er selber den Fünfzehntausender einmal scharf im Auge gehabt hat."



Gewitterstimmung im Erntefeld.

Die beiden wandten sich nun gemächlichen Schrittes gegen das bereits ins Dämmerlicht getauchte Dorf zurück, um dann vor den ersten Säusern ohne weiteres in den Mehlbucksubweg abzubiegen. Gottlieb Herger war sehr leutselig und plauderte und berichtete in einem fort, während Heinstein nur hin und wieder die knappe Bemerkung wiederholte: "Der Mauchenfelix bekommt die Mehlbucktochter nicht."

Drei Sonntagabende nacheinander gab er dem Kameraden auf seinen Kiltgängen das Geleit und spielte auf dem Mehlbuchof in wohlgewähltem Versted beharrlich und getreu den Liebeswächter. Seine heimliche Besorgnis wegen Sabine redete er sich damit aus, daß ja nach Annettensschadenfrohen Vemerkungen kein einziger Vursche im Dorflich auch nur einen Nagel groß um das Seiden-Vucherlikummerte, am wenigsten die, die sich vorher um ihretwillen oder vielmehr wegen dem Geldlein der alten Wenkin sast hätten hintersinnen wollen. Man durfte sich also, da es nun einmal nicht anders ging, ohne Not eine Woche oder zwei Zeit lassen. Es tat seinem Serzen wohl, wenn er das neben erfuhr, wie der Zelteggbauer, bei dem Sabine jeht im Taglohn schaffte, ihre Anstelligkeit und ihr fleißiges Wesen nicht genug rühmen konnte.

Am dritten Sonntag endlich, an dem es Heinrich zu seiner besonderen Genugtuung gelungen war, dem Felix Mauch die von ihm seinerzeit erhaltenen Prügel mit Zinseszinsen zurückzubezahlen, bei welcher Gelegenheit freilich auch ein paar Beulen und Schrammen für ihn absielen, stellte sich ihm Gottlieb Herger auf dem späten Heimweg als Hochzeiter vor. Stolz wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht teilte er seinem Beschüher mit, daß er nun den Rant gestunden habe und daß schon am Dienstag, als am Namenss



Reicher Segen lohnt des Landmanns Müh'.

tag seines zukünftigen Alten, die Ringe gewechselt würden. Als eine besondere Dreingabe des Glüdes betrachtete er die erlangte Gewißheit, daß eine Mehlbucktochter noch um verschiedene tausend Steine schwerer sei, als man so gemeinhin annehme. (Fortsehung folgt.)

Erntesegen.

Bon Walter Schweizer. (Mit photographischen Aufnahmen bes Berfaffers.)

Zwischen den Dächern und Mauern schimmert ein Stück Sonnenhimmel durch den Dunstkreis der Stadt. Nur ein kleines, leuchtendes Viereck, aber groß genug, um die unstillbare Sehnsucht zu wecken nach der Weite, draußen, weit draußen im flachen Land, das so wenige kennen. Wohl kennt man die Landschaft, wenn man sie mit dem Zug durchfährt, aber ihre letzten und tiessten Schönheiten und Geheimnisse, die Wonnen und das Grauen ihrer Ewigkeitssoffenbarungen sind nur den wenigkten bekannt.

Teht ist die Zeit, wo das goldene Meer der Kornsfelder da draußen hoch in Aehren wogt, wo das Hohelied des Feldes aussteigt mit Lerchensang in die strahlende Unendlichkeit. Wo eine ganze Welt für sich, mit und in dem Felde entstanden und geboren, ihr Leben in Wachsen, Blühen, Reisen und Genießen vollendet. Wer diese Welt kennen lernen will, der muß sie lieben mit Heimatsliebe, und er muß sie von Kindheit an besauschen, heimlich und andachtsvoll besauschen, in allen ihren tiessten Berborgensheiten und Wundern. Von der Landstraße aus geht das nicht. Da muß man zu allen Stunden des Tages und in der Nacht mitten im Felde gewesen sein, seinem Herzen ganz nahe.

Man muß die schmalen Abzugsgräben entlang in die Kornfelder hineingehen, dis man nichts mehr sieht, als den Halmenwald, die Aehrenspiken und darüber den Luftozean ohne Grenzen und vielleicht ganz in der Weite noch im Hauch die Alpen. Und dort auf den Grabenrainen, zwischen Gras, Sauerklee und wilden Blumen, unter einem Brombeer-

strauch oder einsamen Vogelbeerbaum, muß man liegen, gang still und versonnen, und in das flimmernde Auf und Nieder der Hoch und Aehrenwellen blinzeln, bis man die eigene Rörperlichkeit verliert und sich eins fühlt mit der Unendlichkeit umber. Dann offenbaren sich dem Träumer die Geheimnisse des Feldes. Da hört man das pulsende, triebkräftige Le= ben seiner verborgenften Welt mit tausend und aber tausend Stimmen als das Hohelied seiner Seele jum Simmel aufsteigen, ein jauchzendes Lied der Daseinswonne, des höch= Lustgefühls sten pon Wachsen und Reifen, in das die leise ahnungs= volle Rlage des Welkens und Bergebens wie ferner Sensenklang hineintont. Und man hört die Lust und das Leid der eigenen Seele in diesem Lied mitschwingen und versteht die Sprache all dieser Mi-

riaden Lebewesen, die aus dem Halmenwald schwirren und zirpen, loden und rufen, summen, pfeifen, flöten und trillern.

Nur in der Mittagsstunde verstummt und schweigt das Feld. Wenn die Sonne im Zenith steht und die ganze Kraft und Allgewalt ihrer strömenden Strahsenfülle in seinen Schoß ergießt, in heiliger Zeugungsbrunst der Bestruchtung, dann erstirbt jeder Laut, jede andere Lebensäußerung in der Wonne des Empfangens. Halm und Aehre stehen regungslos aufgereckt zur Gottheit, wie in hypnotischem, ekstatischem Begehren, und scheu verdirgt sich alles Getier vor dem geheimnisvollen Walten der schöpsferischen Stunde. Allvater steigt hernieder und segnet das Feld, daß es gedeihe und vielkältige Frucht trage.

Und wer zu dieser Stunde, vertraut und eins mit dem Felde, andachtsvoll seinem Serzschlag lauscht, der hört das leise Raunen und Rauschen der Ströme aus Ewigkeitsfernen, die noch heute aus Midgards Urbrunnen vom Geheimnis des Werdens und Vergehens künden. Und es kann ihm geschehen, daß einer von Odins Raben geslogen kommt, ihm gegenüber auf dem alten, granit'nen Marchstein hock und plötzlich ein seltsam Lied anstimmt von den drei Nornen unter Ogdrasil, dem Weltenbaum, die ihm ein Weisheitssprücklein verrieten.

Und wenn ein altes Weiblein, gebeugt am Stock, daherstommt, dann weiß er, das ist keine Alte aus dem Dork, das ist die Roggenfrau, die durch die Ewigkeiten geht und sich ist Wallhals Zeiten in den Aehrenfeldern der Mensschen die heilkräftigen und auch gistspendenden Kräuter sammelte, um ihre Zaubertränke zu bereiten zum Segen oder zum Fluch. Oder es kommt ein blondes, hochbusiges Weib über den Grabenrain, das seine Flechten wie eine strahlende Krone trägt und Augen hat, blau wie die Kornblumen, mit einer Sichel im Arm. Doch ist es keine Schnitterin von den hiesigen, es ist die Mittagsfrau, eine nahe Verwandte der Roggenmuhme. Wehe dem Manne, der sie für eine Magd hält und die heilige Stunde des Feldes entweiht mit seiner Vegierde nach ihrer Schönheit — ihr Kuß ist für den Sterblichen tödlich. Noch andere wunderbare